



Uraufführung der „Trauerkantate 1914- 1918“ von Herbert Grassl: Elendszug, der sich durch die Jahrhunderte hinwindet

Welche Musik soll, kann oder darf in der Kirche gespielt werden? Das durchaus fruchtbare Spannungsverhältnis von kirchlicher Erwartung und künstlerischer Freiheit, das stets notwendige Gespräch zwischen Musik und Kirche war Thema des herbstlichen Symposiums der gleichnamigen „Brixner Initiative“: „Religiöses Erleben von Musik. Musik für die Kirche – Musik in der Kirche.“

Von Carl Graf

Mit zwei exemplarischen Konzerten, die gegensätzlicher nicht sein konnten und in ihrer Verschiedenheit doch eng aufeinander bezogen waren, wurde zugleich eine Antwort gegeben: Mozarts „Betulia liberata“ (KV 118), nicht nur konzertant als „azione sacra“ aufgeführt, sondern als „azione teatrale“ in Szene gesetzt (Regie Lutz Hochstraate) und die Uraufführung der „Trauerkantate 1914- 1918“ von Herbert Grassl, ein Kommissionsauftrag des Südtiroler Künstlerbundes. Der Geniestreich des 15-jährigen Mozart fand unter der Leitung von Daniel Beyer in der jugendlichen Frische und Begeisterung des Landesjugendchores Südtirol, der Streicherakademie Bozen, einem glänzenden Solistenensemble, alle mit dem Mozarteum in Salzburg verbunden, ideale Interpreten. Von den sechs Solostimmen gebührt der Altistin Alice Hoffmann besondere Anerkennung, weil sie trotz Erkrankung die Hauptrolle der Judith mit tiefer Empfindung gestaltete. Metastasios Libretto will natürlich zum Gottvertrauen ermuntern und Judith lenkt den Dank des Volkes im Schlusschor von sich weg auf Gott hin. Aber ein im Namen Gottes abgeschlagener Kopf, wie die Bibel es erzählt, hat in unseren wirren Zeiten leider besondere Aktualität, und die Tat wird ja nicht besser, wenn sie von der „richtigen“ Seite durchgeführt wird. Denn das „Richtige“ nimmt jeder gern für sich in Anspruch. Es bleibt immer problematisch, wenn der Mensch Willen und Gericht Gottes selber in die Hand nimmt und nach seinem Maß ausführt!

Dieser Gedanke führt uns zum Inhalt der „Trauerkantate 1914-1918“ von Herbert Grassl. Das Paul Hofhaymer Vokalensemble, das Schlagzeugensemble conTakt, ein solistisch besetztes ad-

hoc zusammengestelltes Kammerorchester unter Kai Röhrig brachte das Werk in der Millander Kirche zu einer tief bewegenden Uraufführung. In der Mitte der neunsätzigen Kantate steht ein Trauermarsch; nicht von der Art der Trauermärsche des 19. Jahrhunderts, die sogar die Schrecken des Todes und das Grauen der Kriege heroisch verklären, wenn sie die schmetternden Siegesfanfaren in ebenso pompös dumpfe Trommelwirbel verwandeln. Dieser Trauermarsch stellt dar, was er einzig sein kann: ein Elendszug, der sich durch die Jahrhunderte hinwindet. Von dieser im besten Sinne quälenden Musik her mit Dissonanzen und Mikrointervallen sind auch die „Kriegsgeräusche“ der anderen Sätze zu deuten, nicht als oberflächliche Tonmalerei, sondern als Nachklang, sagen wir besser als Nachzittern des Grauens, der Ängste und seelischen Verheerungen, die man heute kaltschnäuzig als „Kollateralschaden“ abtut.



Mozarts „Betulia liberata“ mit dem Landesjugendchor Südtirol: Ein im Namen Gottes abgeschlagener Kopf, wie die Bibel es erzählt, hat in unseren wirren Zeiten leider besondere Aktualität

Die Auswahl der von Grassl gewählten Texte könnte erlesener nicht sein: Andreas Gryphius aus der Zeit des 30-jährigen Krieges, Zeitgenossen der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (Erich Mühsam, Karl Kraus, Georg Trakl), ein musikalisches Zitat „Tristis est anima mea“ von Carlo Gesualdo Principe di Venosa, der es mit seiner ins Äußerste gesteigerten Chromatik mit jedem „Modernen“ aufnehmen kann. Schließlich mündet die Kantate in ein Agnus Dei, verknüpft mit einem von R.M.Rilke übersetzten Text von Paul Verlaine und mit Psalmtexten, einem „De Profundis“ und der demütigen Bitte um Frieden. Dieser wird eben nicht mit einem Schwertstreich erzwungen (siehe Judith und Holofernes), sondern kann nur als Geschenk erbeten werden. Den wehrlosesten und schwächsten Opfern des letzten Gaza-Krieges, den Kindern, um Leben und Zukunft betrogen, ist dieser letzte Satz gewidmet.

Welche Musik soll, kann oder darf in der Kirche gespielt werden? Solche Musik wie die Kantate von H.Grassl muss in der Kirche gespielt werden, nicht des sakralen Ambientes wegen, das ohnehin heute zumeist nur als stimmungsvolles Accessoire wahrgenommen wird, sondern weil es um den Menschen geht. Dass der Bogen, welche Musik in der Kirche gespielt werden kann, weit gespannt sein darf, darüber waren sich alle Referenten einig: Prälat Joachim Angerer im Festvortrag, Peter Planyavsky in seinem profunden Rundgang durch die spannungsvolle Geschichte zwischen kirchlicher Regulierung und künstlerischer Freiheit. Pater Urban Stillhard OSB ging vor allem der Frage nach, wie Gottesdienstraum und „Konzertsaal“ zueinander finden könnten. Franz von Walther schließlich formulierte als „Laie“, wie für sein subjektives

Empfinden Musik, nicht nur die sogenannte „geistliche“, zu Gottesdienst und Offenbarung hinzuführen vermag.

Genau dieses Problem des Hinführens blieb in den Referaten leider ausgespart, klang nur noch mit einem Wort in der Predigt des Domdekans Ulrich Fistill im Festgottesdienst an: Die „Einstellung“. Mit welcher Einstellung jemand an die Musik herangeht, kann man niemandem vorschreiben, nicht dem Hörer, nicht dem autonomen Künstler. Dennoch: genügt es, z.B. in „historischer Aufführungspraxis“ Stimmung und Instrumentarium vergangener Epochen zu rekonstruieren, deren geistigen Hintergrund dagegen zu marginalisieren? Böte nicht gerade ein Kirchenkonzert die große Chance, den kommerziell- und konsumorientierten Musikbetrieb zu durchbrechen und durch die ganz andere Atmosphäre (und das ganz andere Betragen) die Hörer von der Oberfläche des Genusses („was für ein herrliches Ambiente bietet doch eine Rokokokirche für den Ohrenschaus!“) in die Tiefe der Existenz zu führen.

Denn es könnte sein, dass, ähnlich wie das Schild mit der durchgestrichenen Eistüte am Eingang von Kirchen manchen Menschen heutzutage erst hinweisen muss, dass er einen besonderen Raum betritt, auch der Musikkonsument erst wieder damit vertraut gemacht werden muss, dass Musik Tieferes bedeutet als artifizielle Glanzleistungen. Und gehört nicht auch die Stille, die Bischof Stecher einmal den Vorraum Gottes nennt, als wesentliche Dimension zur Musik? Wäre es nicht eine lohnende Aufgabe eines Kirchenkonzertes um der Musik willen(!) in unserer lauten Welt hinzuführen zu der Erfahrung: „Musik kommt aus der Stille und führt in die Stille.“?